

seinen Kameraden erzählt haben, daß die Nationalsozialisten eigentlich ganz ordentliche Pläne hätten. ... Darüber hinaus, das geben die Angelegten zu, wollten sie allerdings in möglichst zahlreichem Bekanntenkreise teilnehmen, die mit den Nationalsozialisten diese Verbindung aufzunehmen hätten. ...

Der dritte Angelegte, Oberleutnant A. D. Wenzel, der die Reise nach München wegen dienstlicher Verbindung nicht mitgemacht hatte, ist ebenfalls als beiden Mitangelegten. Freimütig erklärt er:

„Wenn man als Soldat jeden Tag die Waffe in der Hand hat, dann liegt einem der Gedanke eines gewalttätigen Umsturzes natürlich näher als der Gedanke an den legitimen Kampf, wie ihn damals die Nationalsozialistische Arbeiterpartei propagierte.“

An dieser Stelle, eigentlich etwas unermittelt, gibt der Vertreter des Reichswehrministers Major C. Heiffen folgende Erklärung ab:

„Die Reichswehr ist Organ der Reichsregierung in allen Teilen.“

Zu entscheiden, ob und wie sie eingesetzt wird, ist ausschließlich Sache der Reichsregierung. Gegebenenfalls würde es sehr schwer fallen, die Grenzen zu ziehen. Gerade deswegen müssen wir das Schwert scharf halten und dafür sorgen, daß es nicht durch Zerlegung stumpf wird. Wir sind für gesunde Pazifismus in dem Sinne, in dem der Herr Minister Groener von ihm sprach, jedoch nicht für den Pazifismus, der idealen Landesverteidigung, ob es ist natürlich verständlich, wenn junge Offiziere die Parteien, die sich zu diesem idealen Pazifismus bekennen, ablehnen. Das darf aber nicht dazu führen, daß sie sich diesen Parteien politisch ergeben und daß sie sich politisch betätigen.“

Zudem erwidert: „Wir wollten ja auch nicht unterminieren. Wir wollten die Reichswehr wehrhaft machen, sie in Verbindung mit dem Volk bringen.“

Wir wollten für nationalen Spaltung sorgen.“

Um für diesen nationalen Spaltung zu sorgen, sinnen die Angelegten an, daß die Wehrmacht zu werden. Sie wollten für ihre Sache werden. An der Nachmittagsführung wurde einmal gefragt, wenn eigentlich die Idee zu diesen Reisen zuerst gekommen sei. Darauf wurde von Scheringer nur geantwortet, daß diese Idee einem militärischen, feinem nationalitätlichen Kopf entsprungen wäre. Aber von der Sache, für die die Angelegten eintreten wollten, hat er sich nicht ausgesprochen. ...

„Wir haben die Ziele der Nationalsozialisten anerkannt, weil wir das aus Überzeugung tun mußten. Und zu diesem Standpunkt betonen wir heute die deutsche Armee in ihrer Wehrhaft. Wir sind gegen alle Vorkommnisse, gegen alle Pazifismus.“

„Morgen wird Hitler vernommen.“

„Wie solle ich mit ihnen verfahren.“

„Die Europa-Kommission.“

„Wirtschaftspolitische Verhandlungen.“

„Revolution in Chile.“

„Die Transportarbeiter-Internationale.“

„Was kostet der Hitler-Sieg?“

„Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt.“

„urn:nbn:de:gbv:3:3-171133730-61216661919300924-16/fragment/page=0002.“

„DFG.“

zu entscheiden, ob wir uns bloß mit Schimpfen beschäftigen sollten, oder ob es nicht richtig wäre zu handeln. Aber ich habe nicht die Absicht, die Reichsregierung zu kürzen.“

„Ich bin Soldat für jeden.“ Der Vorliegende läßt nicht ab. Er weiß zudem noch, daß die Wehrmacht im „Reichsbund“ mit Röhre und Führen durchaus nicht ohne konkrete Ergebnisse endigte. ...

„Wir haben die Ziele der Nationalsozialisten anerkannt, weil wir das aus Überzeugung tun mußten. Und zu diesem Standpunkt betonen wir heute die deutsche Armee in ihrer Wehrhaft.“

„Morgen wird Hitler vernommen.“

„Wie solle ich mit ihnen verfahren.“

„Die Europa-Kommission.“

„Wirtschaftspolitische Verhandlungen.“

„Revolution in Chile.“

„Die Transportarbeiter-Internationale.“

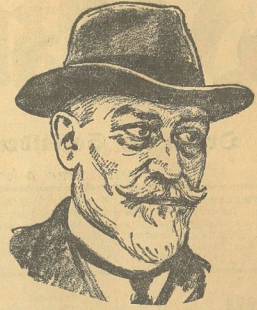
„Was kostet der Hitler-Sieg?“

„Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt.“

„urn:nbn:de:gbv:3:3-171133730-61216661919300924-16/fragment/page=0002.“

„DFG.“

Rabinett Schober vor dem Rücktritt?



Der österreichische Handelsminister Schuster, der von seinem Botschafter infolge der Presse-Artikeln seines Kollegen, des Exerzimentsmajors Baugoin, wegen der Korruption bei der Bundesbahn, zurücktrat. ...

Mar Hötz in Moskau. Mehrere Berliner Arbeiter melden heute, daß der Kommunist Mar Hötz, gegen den zwei Haftbefehle erlassen sind, im Flugzeug nach Moskau entflohen ist.

Gewerkschaftliches. Bundesauschuß des A. D. G. B.

Auf der Tagung des Bundesauschusses des Allgemeinen Deutschen Gewerkschaftsbundes (ADGB), die in Dresden stattfand, teilte Streine mit, daß die Vorkaufsfürsorge 2 Millionen Reichsmark betragen würde. ...

Der Bericht über die Bildung einer Hobbingsellschaft für die Gewerkschaftsbäuer erstattete Ernst Schulze. Die Hobbingsellschaft verfolge den Zweck, das in den Gewerkschaftsbäuer angelegte Bemühen für die Gewerkschaften sicherzustellen. ...

Der Geschäftsbericht erstattete Grafmann. Er führte u. a. folgendes aus: „In einer schwierigen Lage befindet sich die Heimvolkshochschule Tinz. ...“

Die Auffassung Grafmanns wurde in der Diskussion, in der wiederholt auf den Kampf und sein Resultat eingegangen wird, gebilligt. ...

Die Transportarbeiter-Internationale. Wir sind die große und wachsende, mehr als 2 1/2 Millionen Menschen umfassende Nation der internationalen Transportarbeiter, mit diesen Worten eröffnete am Montag der Vorsitzende Cramp den internationalen Kongress der Transportarbeiter-Union. ...

Metallarbeiter-Verhandlungen. Die Verhandlungen über den Neubauvertrag des Kohlenrarbeiter der Berliner Metallarbeiter, die am Dienstag fortgesetzt wurden, haben wiederum zu keinem Ergebnis geführt. ...

Die demokratische Fraktion des preußischen Landtages beschloß am Dienstag nach Beratungen, die den ganzen Tag über dauerten, zunächst als selbständige Fraktion weiter zu bestehen. ...

Die demokratische Fraktion des preußischen Landtages beschloß am Dienstag nach Beratungen, die den ganzen Tag über dauerten, zunächst als selbständige Fraktion weiter zu bestehen. ...

Die demokratische Fraktion des preußischen Landtages beschloß am Dienstag nach Beratungen, die den ganzen Tag über dauerten, zunächst als selbständige Fraktion weiter zu bestehen. ...

Die demokratische Fraktion des preußischen Landtages beschloß am Dienstag nach Beratungen, die den ganzen Tag über dauerten, zunächst als selbständige Fraktion weiter zu bestehen. ...

Die demokratische Fraktion des preußischen Landtages beschloß am Dienstag nach Beratungen, die den ganzen Tag über dauerten, zunächst als selbständige Fraktion weiter zu bestehen. ...

Die demokratische Fraktion des preußischen Landtages beschloß am Dienstag nach Beratungen, die den ganzen Tag über dauerten, zunächst als selbständige Fraktion weiter zu bestehen. ...

Die demokratische Fraktion des preußischen Landtages beschloß am Dienstag nach Beratungen, die den ganzen Tag über dauerten, zunächst als selbständige Fraktion weiter zu bestehen. ...

Die demokratische Fraktion des preußischen Landtages beschloß am Dienstag nach Beratungen, die den ganzen Tag über dauerten, zunächst als selbständige Fraktion weiter zu bestehen. ...

Die demokratische Fraktion des preußischen Landtages beschloß am Dienstag nach Beratungen, die den ganzen Tag über dauerten, zunächst als selbständige Fraktion weiter zu bestehen. ...

Die demokratische Fraktion des preußischen Landtages beschloß am Dienstag nach Beratungen, die den ganzen Tag über dauerten, zunächst als selbständige Fraktion weiter zu bestehen. ...

Die demokratische Fraktion des preußischen Landtages beschloß am Dienstag nach Beratungen, die den ganzen Tag über dauerten, zunächst als selbständige Fraktion weiter zu bestehen. ...



Hones del Campo, der Präsident Chiles.

Während die Zentur alle direkten Nachrichten aus Chile unterbricht, deuten aus Buenos Aires kommende Nachrichten an, daß der Aufstand in Süd-Chile anheindend doch ermitzt ist und weitergehende Unterstützung fand, als in Santiago angegeben wird. ...

Die demokratische Fraktion des preußischen Landtages beschloß am Dienstag nach Beratungen, die den ganzen Tag über dauerten, zunächst als selbständige Fraktion weiter zu bestehen. ...

Die demokratische Fraktion des preußischen Landtages beschloß am Dienstag nach Beratungen, die den ganzen Tag über dauerten, zunächst als selbständige Fraktion weiter zu bestehen. ...

Die demokratische Fraktion des preußischen Landtages beschloß am Dienstag nach Beratungen, die den ganzen Tag über dauerten, zunächst als selbständige Fraktion weiter zu bestehen. ...

Die demokratische Fraktion des preußischen Landtages beschloß am Dienstag nach Beratungen, die den ganzen Tag über dauerten, zunächst als selbständige Fraktion weiter zu bestehen. ...

Der Abend

Nr. 38

Mittwoch, den 24. September

1930

Der Regierungskommissar.

Von Anton Tschekow.

Regierungskommissar Sawrlowitsch Smirnow war auf der Station Entluschtsa angelangt. Bis zum Meierhof Diewkin, wo er dienstlich zu tun hatte, war noch ein Weg von etwa dreißig Kilometern mit dem Wagen. (Wenn der Kutscher nicht betrunken und die Pferde keine Schindmähren sind, dann sind es nicht mehr als dreißig Kilometer, im entgegengesetzten Falle, aber fünfzig.)

„Sagen Sie mir, wo kann man hier Postpferde bekommen?“ fragte der Kommissar den Gendarmen auf der Station.

„Was für welche? Postpferde? Oh, du lieber Gott, hier kann man weit und breit keinen ordentlichen Hund finden, geschweige denn noch ein gutes Pferd. Wohin fahren Herr Kommissar?“

„Auf den Meierhof Diewkin, zum General Chochlow.“

„Ja, wie kann ich Ihnen raten?“ erwiderte der Gendarm.

„Gehen Sie hinter das Stationsgebäude, dort gibt es manchmal Bauern, die in dieser Richtung fahren.“

Der Kommissar tat einen Seufzer und ging, wohin ihm geheißen wurde. Nach langen Unherfuchen fand er endlich einen Bauern, eine stämmige Gestalt, mit düstern, podemarmigen Gesicht, und zerfetzten Kleidern. „Weiß der Ruckuck, was für einen Wagen du hast“, murmelte der Kommissar. „Man weiß ja nicht einmal, wo hier vorne und hinten ist.“

„Da gibst nicht viel zu denken“, antwortete der Bauer mit stoischer Gelassenheit. „Vorne ist beim Schweif des Pferdes, und hinten da, wo Euer Gnaden sitzen.“

Das Pferd war jung, aber spindeldürr. Als ihm der Bauer einen Schlag mit der Peitsche versetzte, nickte es nur mit dem Kopf; beim zweiten Schlag ließ sich ein Kreischen der Achsen vernehmen und der Wagen erzitterte wie im Fieber; nach dem dritten begann der Wagen zu schaukeln, und nach dem vierten ging es endlich vom Fleck. „Wirfst du den ganzen Weg so langsam fahren?“ erkundigte sich der Kommissar.

„W—r werden schon ankommen!“ beruhigte ihn der gute Mann. „Die Stute ist jung; wenn sie nur recht ins Laufen kommt, dann kann man sie gar nicht mehr halten. S—i—o!“

Als der Wagen die Station verließ, sank schon die Dämmerung auf die Erde hernieder. Zur rechten Hand breitete sich eine verfrorene Ebene, bei der man den Eindrud hatte, das an ihrem anderen Ende der leibhaftige Teufel wohnen müsse. . . . Zur linken erhoben sich irgenwelche Kuppen; was es aber war, ob Bäume oder Heuschaber, konnte man nicht recht unterscheiden. Vor sich sah der Kommissar gar nichts, denn der breite Rücken des Bauern verdeckte ihm die ganze Aussicht. Es war still, frostig und unheimlich.

„Was für eine Wüste das ist“, dachte der Kommissar und bemühte sich, die Ohren ganz in den Kragen seines Pelzes zu verstecken. „Wie leicht kann man da überfallen und beraubt werden, und keine menschliche Seele würde einem zu Hilfe kommen. Dieser Bauer lößt auch kein besonderes Vertrauen ein. Was für einen Rücken er nur hat! Wenn man von so einem Naturkind einen Rippenstoß bekommt, hat man höchstwahrscheinlich genug. Und eine veritable Räuberfresse hat der Kerl auch noch dazu.“

„Hör mich, mein Lieber“, fragte ihn der Kommissar, „wie heißt du?“

„Ich! Klim.“

„Sag mir, Klim, sind die Wege hier bei euch sicher? Gibt es keine Räuber?“

„Nein. Gott bewahre. Hier gibt es keine Räuber.“

„Das ist sehr schön, daß es keine gibt. Na, ich habe für alle Fälle drei Revolver mitgenommen“, log der Kommissar wie nach Noten. „Und wie du wußt wissen wirst, mit Revolvern ist nicht zu spaßen. Wenn man auch nur einen Revolver bei sich hat, kann man spielend auch mit zehn Räubern fertig werden.“

Stöckfinstre Nacht breitete sich über die Welt. Blötzlich begann der Wagen zu kreischen, warf den Kommissar einigemal nach rechts und links und bog dann auf einen Seitenweg ab.

„Wohin führt er mich?“ dachte der Kommissar. „Bis jetzt ist er geradeaus gefahren, und jetzt biegt er auf einmal nach links ein. Wer weiß, ob er mich nicht in irgendeine Räuberpelunte führt. . . . Verschiedenes kommt auf der Welt vor!“

„Du!“ sagte der Kommissar, „du sagst, daß es hier nicht gefährlich

ist. Das ist eigentlich schade, denn mir gefällt ganz gut, mich ab und zu ein wenig mit Räubern herumzuschlagen. . . . Man könnte vielleicht glauben, daß ich schwach sei, aber das wäre ein gefährlicher Irrtum, mein Lieber, denn ich habe eine Kraft, na, ich möchte es niemandem raten, mit mir anzubedenken. . . . Einmal haben mich drei Räuber überfallen; und was glaubst du, ha? Einen habe ich so ein bißchen geschüttelt. . . . verstehst du mich. . . . nicht viel, nur so ein bißchen, daß er seine Gaunerseele dem lieben Herrgott empfehlen mußte, und die zwei anderen, die schmachten noch heute in Sibirien. Ich weiß selber nicht, woher mir diese Kraft kommt. Wenn ich so einen Kerl erwischen würde, so einen wie du zum Beispiel, ich würde ihn. . . . buchstäblich. . . . zerquetschen.“

Klim starrte den Kommissar ganz entgeistert an.

„Ja, ja“, fabulierte dieser frisch drauf los, „ich würde es keinen raten, mir in die Nähe zu kommen. Nicht nur, daß sich der Lumpenkerl seine Hände und Füße suchen könnte, sondern er würde auch obendrein mit dem Kriminal Bekanntschaft machen. Man kennt mich bei allen Gerichten: ich bin ein hoher Beamter und habe überall großen Einfluß. Jetzt zum Beispiel, fahre ich hier und die Behörden wissen davon sehr gut und. . . . bewachen mich. Ueberall entlang dieses Weges sind im Gebüsch Gendarmen und Luscher versteckt. . . .“

„Bleib stehen! . . .“ schrie plötzlich der Kommissar mit Entsetzen auf. „Wohin führst du mich?“

„Sie sehen doch, durch den Wald!“

„In der Tat, es ist ein Wald“, dachte der Kommissar, „und ich bin unmäßig erschrocken. Ich darf keine Unruhe verraten. Er hat es ohnehin gemerkt, daß ich Angst habe. . . . Warum schaut er sich fortwährend um? Gewiß beabsichtigt er etwas Böses. . . . Früher ist er Schritt um Schritt gefahren, und jetzt saust er wie toll dahin.“

„Klim, was treibst du das Pferd so an?“

„Ich treib es nicht an, es rennt von selbst. . . . Wenn es einmal zu rennen anfängt, ist es nicht mehr zu halten. . . .“

„Du lägst! Ich sehe es dir an, daß du lägst! Ich rate dir gut, nicht so schnell zu fahren. Halt das Pferd an, verstehst du mich?“

„Warum denn?“

„Weil hinter mir drei meiner Freunde fahren, die mich in diesem Walde einzuholen haben. . . . In Gesellschaft wird es sich angenehmer fahren. . . . Ha, du wirfst Augen machen, wenn du sie erblickst. . . . Drei Riesen und jeder hat eine Pistole bei sich. Was weißt du so herum, als würdest du auf Nadeln sitzen? Was schauft du mich so an? Interessantes gibt es an mir nichts, höchstens die Revolver. Wenn du willst, kann ich sie dir zeigen.“

Der Kommissar tat, als würde er die Revolver suchen; in diesem Augenblick geschah aber etwas Unerwartetes.

Klim, der vor einem Revolver, den er nur vom Erzählen kannte, heiligen Respekt hatte, sprang aus dem Wagen und kroch eiligst auf allen Vieren ins Walddickicht. Der Kommissar aber deutete sich diesen Vorgang ganz anders; er dachte nämlich, Klim wolle ihn berauben und ermorden, kurz, es werde Furchtbares geschehen.

„Gnade!“ schrie der Kommissar mit weinerlicher Stimme und rang verzweifelt die Hände. „Nimm, Gendarm, alles hin, nur verzehe mein Leben!“

Keine Antwort erklang, nur das Geräusch daoneisender Schritte entfernte sich immer mehr.

Erst jetzt fand sich der Kommissar in der Situation zurecht. Er brachte das Pferd zum Stehen und begann nachzudenken, was sich da machen ließe.

„Erschrocken ist er, der dumme Kerl und ist davongelaufen. . . . Was soll ich jetzt machen? Allein kann ich doch nicht weiterfahren, denn ich kenne ja gar nicht den Weg. . . .“

„Klim! . . . Klim! . . . begann er zu rufen.

„Klim!“ antwortete das Echo.

Da ließ er die Hände fallen und knickte vor Angst wie ein Taschenmesser zusammen. Es eröffnete sich ihm die furchtbare Perspektive, die ganze Nacht mutterfeelenallein im Walde verbringen zu müssen.

„Klim, lieber Klim, wo bist du?“ flehte er.

Endlich, nach einer Viertelstunde vielleicht, hörte er ein schwaches Stöhnen.

„Klim, bist du’s?“

„Wirfst — du — mich erschlagen?“ klang es aus dem Dickicht zurück.

„Warum bist du denn so erschrocken! Also vorwärts, fahren wir endlich weiter.“

„O je!“ murrte Klim, auf den Wagen kletternd. „Hätte ich das gewußt, nicht um hundert Rubel hätte ich Euch fahren wollen. Noch jetzt spür ich die Angst in allen Knochen.“

Klim verlegte dem Gaul einen Peitschenhieb; der Wagen erzitterte. Klim gab ihm einen zweiten Schlag; der Wagen begann zu schwanken. Als sich der Wagen nach dem vierten Schlag endlich in Bewegung gesetzt hatte, vertraute sich der Kommissar in seinen Pelztragen und war schon ganz beruhigt. Der Weg und Klim schienen ihm nicht mehr so gefährlich zu sein.

(Aut. Uebersetzung aus dem Russischen)

*

Posterlebnisse aus Anatolien.

Ueber die türkische Post- und Telegraphenverwaltung kursieren viele hübsche Geschichten, die den Vorzug haben, daß sie fast alle wahr sind. So passierte vor einem Jahre die Geschichte mit dem Briefkasten auf dem Marktplatz von Brussa. Ein Mann, der dort einen Brief einwerfen wollte, sah sich in seinen Absichten behindert, weil der Brief — nicht hineinging. Er beschwerte sich — er muß ein Revolutionär gewesen sein, denn der richtige Türke beschwert sich nicht — beim Postamt, worauf ihm ein Beamter mitgegeben und der Briefkasten geöffnet wurde. Der Brief des Beschwerdeführenden war deswegen nicht hineingegangen, weil der Briefkasten voll von Briefen war, denn die Post hatte seit einem halben Jahr vergessen, den Kasten zu entleeren. Die Postbehörde entschuldigte sich in der Zornigung der Stadt und fügte beruhigend hinzu, daß sie die vergessenen Briefe nun aber „mit der größten Geschwindigkeit“ expediert habe.

Die folgende Geschichte hat mir ein Bekannter erzählt, der vor einigen Tagen aus einer gar nicht kleinen anatolischen Provinzstadt nach Istanbul zurückgekehrt ist. Ich lasse ihm das Wort:

„Also ich gehe zum Telegraphenamt und frage: „Kann ich hier ein Telegramm aufgeben?“ —

„Gewet, Efendi.“ („Ja, Efendi.“)

„Nach nach Europa?“

„Gewet, Efendi.“

„Kann ich das jetzt gleich tun?“

„Chair, Efendi (Mein, Efendi), der Direktor ist jetzt nicht da.“

„Wann kommt der Direktor?“

„In einer Stunde, Efendi, oder auch in zwei.“

Nach zwei Stunden komme ich wieder und finde den Direktor. Er empfängt mich wohlwollend: „Du willst ein Telegramm nach Europa aufgeben, Efendi?“

„Gewet, Efendi!“

„Aut. Das können wir besorgen. Aber wie wissen nicht den Tarif.“

„Du mußt doch einen Tarif hier haben?“ frage ich.

„Chair, Efendi, wir haben keinen Auslandsarif. Ich muß erst nach Angora telegraphieren um den Tarif.“

„Wann wirst Du denn telegraphiert haben?“

„Komme in einer Stunde wieder — alles wird bereit sein.“

Nach einer weiteren Stunde dringe ich stürmisch beim Direktor ein und überfalle ihn mit der Frage: „Hast Du nach Angora telegraphiert?“

Der Direktor lächelt überlegen: „Chair, Efendi, es war nicht nötig. Der Schreiber hat den Tarif gefunden. Willst Du dein Telegramm über Newyork aufgeben?“

„Chair, Efendi, es soll nach Europa. Nach der Schweiz. Nach Basel.“

„Efendi,“ sagt der Direktor befehlend, „wir geben von hier Auslandstelegramme nur über Newyork.“

Ich beginne einen großangelegten Geographiemunterricht: „Schau, erst kommt die Türkei, dann Bulgarien, dann Südslawien, dann Awusturja (Oesterreich) und dann die Schweiz. Newyork liegt in Amerika hinter dem großen Meer.“

„Das macht nichts,“ sagte der Direktor hartnäckig, „wir geben Telegramme immer über Newyork. Das letzte Auslandstelegramm ist auch über Newyork gegangen.“

„Meinetwegen gib das Telegramm über Newyork. Aber gib es endlich auf.“

„Du mußt schreiben,“ sagt der Direktor. Mittlerweile wird Tee gebracht, und ich warte mit Zigaretten auf. Dann schreibe ich das Telegramm: außer der Adresse ein einziges deutsches Wort. Der Direktor sieht es aufmerksam durch.

„Du hast einen Fehler gemacht, Efendi,“ sagt er dann. „Hier sind drei Buchstaben hintereinander, die in keiner Sprache der Welt hintereinander stehen können: „sch“. Oder ist dies ein Codewort. Du mußt mir den Code angeben.“

„Efendi,“ sage ich, denn Ruhe ist vor allem geboten, wenn das Telegramm überhaupt befördert werden soll, „in deutschen ist „sch“ derselbe Buchstabe wie im türkischen „s“. Euer großer Kemal Pascha

hat für diesen Laut nur einen Buchstaben; wir sind noch weiter zurück und haben dafür drei.“

Jetzt nimmt er das Telegramm endlich an, ich zahle und gehe erleichtert fort. Zwei Stunden später ist schon wieder im Hotel, als ein Bote vom Telegraphenamt hereinstürmt und sagt: „Du mußt sofort zum Direktor kommen. Es ist etwas passiert.“

Jetzt jage ich zum Telegraphenamt. Ganz unzeremoniell falle ich den Direktor an: „Was ist los?“

„Nimm Platz, Efendi,“ sagt der Gute mißbilligend. „Den Fehler hast Du gemacht. Dein Telegramm ist abgegangen. Du hast aber nur „Basel“ auf das Telegramm geschrieben und nicht „Schweiz“. Dein Telegramm jagt jetzt in der Welt umher, und wer soll wissen, daß Basel in der Schweiz liegt?“

Trimpfierend sieht er mich an. „Efendi,“ sagte ich, „jeder Telegraphenbeamte in der Welt hat ein großes dickes Buch. Darin stehen die Namen aller Städte und Orte mit drahtigen Stationen, und hinter jedem Namen steht in Klammern das Land, in dem die Station liegt. Darin sieht der Beamte nach. Du mußt auch solch ein Buch haben.“

Der Schreiber wird gerufen: „Haben wir hier ein großes dickes Buch mit vielen Namen von Städten und Orten?“

Der Schreiber: „Direktor Efendi, ich weiß es nicht.“

Ich: „Das Buch muß da sein. Ueberall ist solch ein Buch.“

Der Direktor: „Suche das Buch. Das Buch ist da.“

Ein Viertelstunde vergeht; endlich erscheint der Schreiber mit dem richtigen Buch. Es ist völlig verstaubt und noch nicht aufgeschnitten. Ich wische es sorgsam ab und schneide den Anfang auf. „Siehst Du,“ sage ich zum Direktor, „hier steht Basel, und in Klammern dahinter steht Schweiz. Das lesen die Beamten, und dann wissen sie, daß Basel in der Schweiz liegt.“

Ein Strahl der Erleuchtung huscht über das Gesicht des Direktors. „Dann muß auch „R...“ (die Station, von der diese Begebenheit erzählt wird) darin stehen,“ sagt er prophetisch.

„Auch R... muß darin stehen,“ sage ich, „schneide das Buch weiter auf und zeige es ihm: „Siehst Du? Hier steht R... und in Klammern dahinter steht „Türkei“. Wenn irgendwo in der Welt ein Telegramm nach Deinem Orte aufgegeben wird, so schauen die Beamten in dieses Buch und ersehen daraus, daß Deine Station in der Türkei liegt.“ —

„Efendi,“ sagt der Direktor, „heute habe ich viel gelernt. Der Mann, der dies dicke Buch mit den vielen Namen geschrieben hat, muß ein großer Mann sein, der alles weiß. Du aber bist auch ein gelehrter Mann, Du würdest ein großer Telegraphist werden. Ich danke Dir, und wenn Du wieder in unsere Stadt kommst, dann besuche mich wieder.“

Mein Freund aber hat sich geschworen, in R... nie wieder ein Telegramm aufzugeben.

E. M.

*

Die Fliegerbombe.

Im Winter 1917-18 lagen wir im Westen. In einem kleinen Dorfe weit hinter der Frontlinie. Sogar Zivilbevölkerung war noch da. Von uns aber nur unsere Telegraphiestation, Lazarette und Sanitätsformationen. Täglich sahen wir hoch über unserm Köpfen feindliche Bombenflieger, die ins Hinterland flogen und uns ungeschoren ließen. Der Zivilbevölkerung wegen.

In den dienstfreien Nachmittagen hockten wir meistens im Wachtlokal, einer alten Schule, und spielten Karten. Mal nur zum Zeitvertreib, mal um Geld. Gegenüber von uns lag die Kantine. Es waren erträgliche Zeiten. Uns zu gönnen, denn wir hatten alle schon schwere Schüsse weg. Von der Sonne her und von Verdun. Nachdem wir ausgeheilt waren, wußte man nicht mehr viel mit uns anzufangen und steckte uns zum Ordnungsdienst in die Etappe.

Eines Nachmittags im Februar — es ging schon gegen Abend — hatten wir wieder einmal sämtliche Kartenspiele durchgedroschen, und der lange, dünne Schmidt, ein Zigarrenreisender aus Thüringen, fing an, Karten zu legen. Zur Abwechslung, wie er sich ausdrückte.

Jeder von uns kam an die Reihe, und jedes Mal erhob sich ein großes Gelächter! Der eine sollte eine reiche Erbschaft machen, der andere einen verhängnisvollen Brief von einer Dame bekommen: kurzum, es wurde viel Bödsinn daraus.

Der letzte, der dran kam, war Dittmar. Ein älterer, stiller Mann, der sich immer ein wenig zurückzieht. Nicht au“ällig, aber doch so, daß man es merkte.

„Da komm doch her, Dittmar!“ rief Schmidt ungeduldig.

„Für den mußt du ganz besonders legen, Schmidt,“ scherzte einer.

„Ist ja alles Quatsch. Mich könnt ihr mit dem Schwindel in Ruhe lassen. Außerdem geh‘ ich jetzt Bier holen,“ brummte Dittmar und nahm sich eine Kanne.

„Nee, nee — erst herkommen! Erst Karten legen lassen,“ schrieen die anderen.

Dittmar grunzte vor sich hin, ließ sich aber endlich doch bewegen

und hob die Karten ab. „Mach schnell, Schmidt! Ich hab' Durst,“ sagte er mit einer merkwürdig hohl klingenden Stimme.

„Immer fachte, fachte — das Bier wird dir schon nicht fortlaufen . . .“

Wir standen um den Tisch herum und paßten auf, wie Schmidt die Karten auf der blankgeschwerten Platte ausbreitete. Karte an Karte.

Auf einmal hielt er inne, sah zu Dittmar hin, der noch immer mit der Kanne in der Hand da stand: „Da hast du die Bescherung!“ Die Karten lagen so, daß sie nach der landläufigen Deutung den Tod anzeigten.

Eine lähmende Pause entstand.

Aber die anderen nahmen die Sache nicht ernst: „Na ja, sterben müssen wir alle einmal,“ rief einer. Und zur großen Kränkung Schmidts, der wie ein Mediziner herumorakelte, ging man ganz allgemein zur Tagesordnung über.

„Ich hab's ja gleich gesagt, daß alles Quatsch ist,“ sagte Dittmar, nahm die Kanne und schob los. Denn der Tod lag kilometerweit von uns entfernt. Der Tod, der vorn seine rauchende Ernte hielt, hatte, nachdem er uns noch vor einem halben Jahre im Nacken gefesselt hatte, nun keine Gewalt mehr über uns. Nicht einmal die Ferngeschütze konnten uns erreichen.

„Wie machst du denn so was?“ fragte ich Schmidt. Der tat ganz beleidigt: „Gemacht — wie soll ich das gemacht haben? Kann ich vielleicht dafür?“

Es war einen Augenblick still in der Wachtstube. Dann hörte man ein dumpfes Dröhnen, das immer näher kam. „Schon wieder Flieger,“ sagte ein Kamerad, „wissen möcht' ich, wo die bloß die vielen Flieger hernehmen da drüben . . .“ Schmidt packte seine Karten zusammen. Enttäuscht. Er hatte sicherlich mehr Anerkennung erwartet.

In diesem Augenblick warf uns alle eine ohrenbetäubende Detonation, in die sich hell das Klirren zerbrochener Fensterscheiben mischte, von den Bänken.

Wir stürzten hinaus. Vor dem Eingang zur Kantine war das Pflaster tief aufgerissen. Es stank furchtbar nach verbranntem Fleisch.

„Was ist denn los?“ Ein paar Sanitäter kamen atemlos aus der Kantine herausgetreten. Wir sahen eine Mühe und die verbeulte Bierkanne.

Kein Zweifel, es war Dittmar. Der Volltreffer einer französischen Fliegerbombe hatte ihn erwischt und buchstäblich zerrissen. Hoch am Himmel standen noch die kleinen dunklen Punkte zweier Flieger.

„Da, da habt ihr's. Ihr habt es ja nicht glauben wollen,“ stolperte Schmidt.

„Halt's Maul!“ erwiderte ein anderer. „Du mit deinen dämlichen Karten.“

Niemand konnte sich erklären, warum die Flieger gerade unsern Ort, der durch die Genfer Konvention geschützt war und weder Truppen noch Depots — nichts, rein gar nichts beherbergte, mit Bomben bewarfen.

Erst Monate später erfuhren wir die merkwürdige Ursache: Die Abwurfvorrichtung auf einem der Flugzeuge hatte sich gelöst, denn die Bomben waren eigentlich für den hinter uns liegenden Eisenbahnknotenpunkt bestimmt gewesen. —

Das ist nun 12 Jahre her. —

Glauben Sie an Karten? Ich ganz bestimmt nicht. Und doch sehe ich im Geiste immer, wenn ich vom Kartenlegen höre, das ernste, nachdenkliche Bauerngesicht Dittmars und dann eine blutbespritzte Soldatenmühe. . . . Alfred Prugel.

Die Heimat Homers.

Sm y r n a gilt seit altersher als die sagenhafte Heimat H o m e r s, die Stadt des Meles, des heiligen Flusses, dessen Gott nach alter Ueberlieferung der Vater des großen Dichters und Sängers gewesen sein soll. Unwillkürlich wird man stärker von dieser Vorstellung beherrscht, je näher der Bug des Schiffes dem Golf von Smyrna zuweist. Weit ausgepannt vor dem Blicke liegt das Ägäische Meer, tiefblau, unbeweglich. Obwohl es Nachmittag ist, spielen rosarote Wolken um den Horizont, und die Küste liegt in geheimnisvollem Schimmer, als wenn das Morgenrot leise aufsteige hinter den Bergen. Das Land Homers, das Meer der Ilias und Odyssee, der beiden großen Epen des Dichters — hier offenbart es sich ganz so, wie die Phantasie es sich geträumt hat. Hier wird das geschriebene Wort, wie es vor vielleicht drei Jahrtausenden einem begnadeten Menschenmund entströmte, zur Wirklichkeit; hier werden alle Gestalten der griechischen Mythologie lebendig: Hermes, der Götterbote, der auf geflügelten Sohlen über das blaue Meer schwebt, Zeus, der Wolkenherrscher, und Eos, die Morgenröte, die mit leinem Finger die Wolken berührt. Denn auch heute noch formen sich diese Phantastengebilde immer von neuem aus Wasser, Luft und Wolken dieser sich durchnetzenden Landschaft.

Aber man schrickt zusammen und schaut immer von neuem durch das Fernglas, wenn das Schiff sich der Küste nähert. Diese Ruinen, diese eingefallenen, verbrannten, zerflossenen Häuser, diese aufgewühlten Straßen, hinter deren Hafensfront sich eine neue, europäisch elegant und großartig gebaute Siedlung erbaute — das ist Smyrna? Bangsam tauchen die Erinnerungen auf: hier tobten vor 8 Jahren schwere Kämpfe zwischen Türken und Griechen, die mit dem Siege der Türken endeten. Der Preis dieses Sieges war die vollständige Zerstörung des Hafenviertels, der Tod und die Verwundung unzähliger Menschen auf beiden Seiten. Wie drohende Hände ragen bis heute die kahlen Mauern der eingestürzten Häuser in den Himmel, wenn auch unausgesetzt daran gearbeitet wird, diese Zeugen der Kriegsfurie verschwinden zu lassen und eine neue Stadt an ihre Stelle zu setzen.

Hinter dem modernen Viertel, hinter Bauhütt und modernen Plätzen, Kaufhäusern und Läden führen enge Gassen aufwärts. Durch das bunte Leben ungezählter Verkaufsbuden, Werkstätten und Arbeitsräume, die im Freien liegen und dem Blicke der Vorübergehenden preisgegeben sind, durch Bajare und Menschengewürst geht der Weg hinauf zum Berge P a g o s. Türkinnen, das bleiche, gelbe Antlitz mit den dunklen Augen entschleierte, aber immer noch in der schwarzen Tracht, die nur das Gesicht frei läßt, Männer in weiten Hofen und wollener Bauhütten, Karren der Esel- und Ochsentreiber, dazwischen hier und da ein Auto — so wogt es hier durcheinander. Immer schmaler und winkliger wird der Weg. Bald gleicht er mehr dem Bett eines Gebirgsstromes als einer Straße. Mühsam muß man klettern in glühender Hitze, und immer wieder gleitet der Fuß aus in dem lockeren Geröll. Dann endlich wird der Blick weit und großartig. Oben liegt die alte Festung, die Zitadelle, und weit unten ruht Smyrna, eingebettet in schimmerndes Lichtblau und Rosenrot. Ein wundervolles Bild, das man gern im Skizzenbuch oder auf der photographischen Platte festhalten möchte. Doch schon steht ein türkischer Polizist vor dem Fremden und befehrt ihn, daß hier Zeichnen und Photographieren verboten ist. Die Türkei ist eine junge Republik, die mit unerhörten Kräften zu ringen hat die von politischen Leidenschaften bewegt wird: Man ist hier vorsichtig und mißtrauisch gegen jeden Fremden, der in seine Winkel vertritt und sorgt dafür, daß nur die staatlich genehmigten Postkarten und Photos ins Ausland kommen.

Erst abseits der Stadt schweigt die Politik der jungen türkischen Republik auf den Friedhöfen, die keinen anderen Schmuck aufweisen als Zypressen und buntes Unkraut, das sich um die einfachen Schäfte, die Turban und Fes tragen, rankt. Je weiter abseits der Weg führt, umso tiefer kehrt man zurück in die Vergangenheit. In Schluchten und Tälern, an stillen, verlassenen Teichen, die der Meles, der Fluß Homers bildet, auf den Höhen, mit dem Blick auf die Berge von P e r g a m o n, auf die Insel L e s b o s, auf E p h e s u s, wo der berühmte Dianatempel emporgragt, steht das verunkunte Griechenland wieder auf. In weiter Ferner grüßt die Insewelt des Ägäischen Meeres, die Odysseus vor Jahrtausenden durchirrte, und wenige Kilometer von uns liegt T r o j a, um das Griechen und Trojaner 10 Jahre lang kämpften. Jahrtausende lang war es bedeckt vom Staub der Zeiten, ein großer Schutthügel, aus dessen Ruinen die Bauern gelegentlich Steine zum Bau ihrer Hütten holten. Bis Heinrich S c h l i e m a n n, der mecklenburgische Raumlehrling, der sich aus eigener Kraft zum Gelehrten emporgearbeitet hatte, in jahrelanger Tätigkeit die verschüttete Stadt ans Tageslicht hob. —

So ist Smyrna, das türkische I s m i r, umgeben von wunderfamster Landschaftsschönheit, umschlossen von den Zeugen einer jahrtausendalten Kultur. Und wenn der Fremde heute auch das Gefühl einer gewissen Unsicherheit nicht los wird, die eng mit den politischen Verhältnissen der jungen Türkei zusammenhängt, so muß er doch zugeben, daß die Stadt noch immer das geblieben ist, was sie war: eine der landschaftlich schönsten, kulturgeschichtlich interessantesten und eigenartigsten Siedelungen, die Kleinasien aufzuweisen hat.

Dr. E. Möbus.

Schopenhauers Mutter.

Zu den Menschen, deren Charakter dauernd verzerrt auf die Nachwelt kommt, gehört J o h a n n e S c h o p e n h a u e r. Ihr Sohn, der berühmte Philosoph, hatte ihr eine Reihe schlechter Eigenschaften nachgesagt, hatte sich über sie lustig gemacht. Ihre literarischen Versuche galten ihm als „dilettantischer Trödel“. Johanna schrieb in ihrem Testament, der Sohn hätte sich so schrecklich gegen sie benommen, daß sie es nicht wiederholen könnte. Sie sähe sich daher besorgt, ihn zu enterben. Zudem hätte er bei dem großen Zusammenbruch ihres Vermögens (nach dem Tode ihres Gatten) seinen Anteil gerettet. Er hätte niemals weder ihr noch seiner Schwester Adelheid im geringsten geholfen, und so sollte die Tochter ihre einzige Erbin sein. Arm und krank starb Johanna Schopenhauer in Jena. Der Großherzog Karl Friedrich von Sachsen-Weimar hatte ihr ein be-

scheidenes Jahrgeld ausgelegt. Der Sohn hat sich nie mehr um Mutter und Schwester gekümmert.

Und doch war Johanna Schopenhauer eine bedeutende Frau, deren Salon in Weimar eine große Rolle spielte. Goethe, der ein ständiger Gast von Johannas Lesestunden war, sagte, daß Weimar von diesem geselligen Wesen eine Art Kunstform erhalten würde durch die konzentrierte und konzentrierende Unterhaltung. In der Tat war Johanna eine Meisterin in der Kunst, bedeutende Menschen anzuziehen und einander näher zu bringen. Es gab unter den vielen berühmten Menschen, die damals in Weimar lebten, keinen, der es nicht als Ehre ansah, ihr Gast sein zu dürfen. Ebenso war niemand unter den vielen Fremden, die gelegentlich nach Weimar kamen, der nicht bei ihr eingeführt zu werden versuchte. Dabei war die Bewirtung denkbar einfach. Johanna ließ jeden gewähren, führte nicht das Wort, machte sich nicht zum Mittelpunkt des Kreises, ließ vielmehr die Gesellschaft auf ihren eigenen Geist wirken. Goethe war jahrelang täglicher Gast Johannas. Aber auch dann, als er schon nicht mehr ausgehen konnte, blieb ihrem Salon die alte Anziehungskraft. Für wie großzügig Goethe Johanna hielt, beweist er dadurch, daß er ihr die ihm eben angetraute Christiane Vulpius zuführte, über die die Weimarer Gesellschaft hochmütig die Nase rümpfte.

Johannas Bildung war weit über dem Durchschnitt der damaligen Zeit. Sie trieb Sprachen, musizierte, malte und schrifstellerte. Goethe der selbst gern und viel zeichnete, hat sie sogar veranlaßt, mit ihm gemeinschaftlich eine Zeichnung anzufertigen. Landschaft und Rankenwerk stammen von ihm; die beiden Figuren im Vordergrund zeichnete Johanna. Auch für ihre literarischen Arbeiten hatte Goethe ein reges Interesse.

Johanna wurde damals aufgefordert, die Redaktion einer ausschließlich für Frauen bestimmten Zeitung zu übernehmen — „in schmeichelhaften Ausdrücken“, wie Johanna in ihrer Antwort schreibt, Johanna fragte darüber, daß unter den Frauen eine ganz große Sucht eingeerissen wäre, sich durch schrifstellerische Arbeiten auszuzeichnen. Viele täten besser, die Nadel statt der Feder zu führen. Sollte sie sich zur Herausgabe einer Frauenzeitung entschließen, so würde sie sehr streng vorgehen in der Aufnahme weiblicher Arbeiten. „Die Zeiten, wo man für Frauen wie für Kinder eigene Bücher schreiben durfte, sind längst vorüber.“ Die gebildeten und geistreichsten Leserinnen würden verächtlich, wenn man nur für Frauen schreiben wollte. Aber es würde nicht schwer sein, das Vorurteil gegen den Titel einer Frauenzeitung durch ihren inneren Wert zu besiegen. Sie dachte sich das Ganze als einen geistreichen Zirkel, in welchem jeder zur Unterhaltung das Seine beiträgt, und bei dem sie die Wirkin machte und dafür sorgte, daß jeder Gast zufrieden sei. Auch Männer sollten mitarbeiten.

Von bekannten Frauen schlug sie u. a. als Mitarbeiterinnen vor: Frau von Chézay (die Lyrikerin von Webers Oper „Corydon“), Frau von Ahlfeld (die Freundin Immermanns), Therese Huber, die Redakteurin des Cottaschen Morgenblattes in Stuttgart u. a. Auch die geschäftlichen Angelegenheiten hat Johanna Schopenhauer in ihren Vorschlägen klar und gewandt geregelt. Der Plan dieser Frauenzeitung ist nicht verwirklicht worden. Aber manche Frauenzeitung könnte aus Johanna Schopenhauers Vorschlägen auch heute noch Nutzen ziehen.

In den Literaturgeschichten wurden ihre Romane als „Entsagungsromane“ bezeichnet. Goethe schrieb über „Gabriele“, den bekanntesten, „Fortschritt edler Gesinnung und Handelns, wodurch der Uebergang ins wahrhaft Große leicht, ja notwendig wird. Nichts Phantastisches, sogar das Imaginative schließt sich rationell ans Wirkliche. Das Problematische, ans Unwahrscheinliche grenzend, beantwortet sich selbst und ist mit großer Kühnheit behandelt. Und so sei eine reine, freundliche Teilnahme treulich und dankbar ausgesprochen.“

In diesem Sinne sollte auch Johanna Schopenhauers Andenken von der Nachwelt geehrt werden.

Wissen Sie schon?

Nach der neuesten Statistik kommen 50 000 der Berliner Schulfinder in die Schule, ohne gerüstet zu haben. Siebzehn Prozent dieser Kinder werden auf Staatskosten ernährt.

Die Wärme, die die Erde von den Sternen bekommt, ist nicht größer, als die Wärmewirkung einer Kerze, die in 53 Metern Abstand brennt. Wollte man durch die Wärme des nächsten Sternes einen Fingerhut voll Wasser zum Kochen bringen, so würde diese Aufgabe eine Billion Jahre erfordern.

In manchen Hotels gibt es Geschirreinigungsmaschinen, die in einer Stunde 2000 Gläser und 2500 Teller reinigen, sterilisieren und trocknen.

Die reichste Stadt Großbritanniens ist Glasgow, an zweiter steht Westminster, während London den dritten Platz einnimmt. Erst dann folgen Liverpool, Birmingham und Edinburgh.

Ein neues Geheimverfahren ist imstande, Baumwolle so hart zu machen, daß sie einen trefflichen Ersatz für Holz bildet und folglich zur Herstellung von Möbeln verwendet werden kann. Das Material kann genau wie Holz gesägt, geschliffen und poliert werden.

Bei der Herstellung von Sprechfilmen in Hollywood werden jetzt Mikrophone benutzt, die so winzig sind, daß man sie im Knopfloch tragen kann. Infolgedessen können auf der Straße und überall sonst Szenen aufgenommen werden.

Als das kostbarste Buch der Welt gilt eine Gutenberg-Bibel, die demnächst in London zum Verkauf kommen wird. Ihr Wert wird auf eine halbe Million Mark geschätzt. Ein zweites Exemplar der Bibel wurde seinerzeit von der Yale-Universität in den Vereinigten Staaten für etwa 500 000 Mark angekauft.

Humor

Schokolade mit Schlaghahn.

In den Wartesaal 3. Klasse im Dresdener Hauptbahnhof tritt eine Frau mit ihrem zehnjährigen Jungen. Sie setzen sich an einen Tisch.

„Was willsdudn drinkn?“

„Briesnidder, Mama. Was dringsdudn?“

„Caffee, richdchen Bohngaffee.“

Der Ober kommt. Die Beiden machen ihre Bestellungen. Nach einer Weile stellt er ihnen eine Tasse Kaffee und eine Flasche Wasser hin.

„Dei Bassr is ahwr blaß! Gugg mah mein Caffee an! U, dähr is ahwr verleichd schwarz!“

„Das is Wassr midd Geschmagg. Willsd mah goßdn?“

„Ich drinke ershd mein Caffee. Dann drintch mit dein Wassr, mei Chunge. Du sollst Dir nich so viel Wassr neimblämben. Und weilde heide Gebordsdach had, derfde esfn un drintn, wasde willsd. 's muß nadierlich in Rahm, inner kemissn Grendje bleibm.“

„Was sollch mr dn da beschdeln? 'n Schdiggehn Abbelguchn mechdch gerne ham!“

Die Mutter bestellt beim Ober ein Stück Apfeltuchen.

Der Kuchen befriedigt die Mutter nicht. Sie ist den größten Teil davon, damit sich ihr Sprößling nicht den Magen verdirbt.

„Mama, weesde, eehendlich hadd mr das alles, was 'ch da hahwe, nich so rechd gefalln. Derf 'ch mer noch was beschdeln?“

„Nabierlich! — 'ch habb dr doch gesaachd, heide, weil dei Gebordsdach is, derfde esfn un drintn, was de willsd.“

„Da mechd 'ch enne Dasse Schoggerlade mit Schlaghahn ham.“

„Ahwr, Chunge, was goßdn das? Gibb mer mal de Schbeisgarde; da schdehn de Preise droff — was — enne Dasse Schoggerlade mit Schlaghahn eene Margg zwanzch? Ree, das gannjde nich griechn. Und ichwrhaubd, währ werd'n glei so tebermiedch sinn un solche Delergabesfn vrlangn? Ich habb derfch schon ehgahf gesaachd, biß nich immr so unvernimpdich! Ahwr dir is ja alles ehgahf. Was de siehst, das mußde ham. Midd nischd bißde zufriedn. Wemmer Dirn glein Fingr reichd, nimmjde een de gandje Fohde weg.“

„Währ redd' dn von dr Fohde? Ich wollde doch bloß eene Dasse Schoggerlade!“ Frank Schmetana.

Globetrotter-Cafein. „Als ich in Sibirien war, überfielen uns Wölfe.“

„Hu!“

„Ja. Nachts im Lager. Ganz nahe kamen sie heran. Ich erwachte zu spät. Zwei Wölfe beschnüffelten mein Gesicht. Ich sah die rollenden Augen und spürte den heißen gierigen Atem.“

„Wie entseflich!“

„Ja. Es war ein wahres Glück, daß die Besten ihre Maulkörbe anhalten.“

Ein sinnvolles Schimpfwort. Ein Lämmel steht auf der Straße und wirft nach den vorübergehenden Jungen Steine. Einer der Jungen dreht sich wütend um und schreit: „Säugetier!“ Erstaunt fragt ihn ein Herr nach dem Grunde dieser merkwürdigen Bezeichnung. „Das haben wir doch jetzt erst in der Schule gehabt“, lautet die Erklärung. „Ein Säugetier ist ein Viech, das lebendige Jungen wirft.“

Ein stiller Verehrer. „Soll das etwa ein Ständchen sein? Wer macht den die furchtbare Regenmusik?“

„Das ist ein stiller Verehrer von mir.“

